

Von der kleinsten Sprachgruppe unseres Landes [Teil 1]

Autor(en): **Eppenberger, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **28 (1944)**

Heft 10-11

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerdeutsch und Deutsch der Schweizer

Wir lieben unsere Muttersprache. Wir stehen fest auf festem Grund und bedürfen dazu keiner Sprachbewegung. Wessen Mutter berndeutsch gesprochen, der weiß, daß seine eigentliche Muttersprache berndeutsch ist. Liest er aber Luthers Bibel, Schillers Tell, Goethes Faust oder Meyers Gedichte, so wird er sich niemals in einem fremden Reiche fühlen. „O mein Heimatland“: singen wir das in einer Fremdsprache? — Nein, es gilt, politische und sprachliche Fragen streng zu trennen. Gottfried Bohnenblust.

Von der kleinsten Sprachgruppe unseres Landes

Von H. Eppenberger, Zürich

Als ich von meiner diesjährigen Ferienwanderung durch Graubünden nach Hause kam, fand ich unsere „Rundschau“ 1943 vor. Darin steht zu lesen, daß das Selbstgefühl der Romanen, deren Sprache 1938 als vierte eidgenössische Nationalsprache anerkannt wurde, zu einem Schritt geführt habe, durch den das Deutsche im romanischen Bünden einen „gewissen Verlust“ erlitten; aber es wird — echt schweizerisch! — gleich beigelegt, dieser Verlust sei „berechtigt“. Ja, echt schweizerisch scheint mir zu sein, daß ein Sprachstamm sich freut, sogar findet, es sei „einer der besten Züge unserer Zeit“, wenn eine andere, in der Minderheit befindliche Sprachgruppe Fortschritte macht.

Ich hatte mich in Graubünden ein wenig umgesehen, wie es mit der kleinsten Sprachgruppe unseres Landes steht. Ein anderer aus unserm Kreise hat dies schon vor mir getan, nämlich unser hochverehrter ehemaliger Obmann, Herr Pfarrer Ed. Blocher sel. In Nr. 9/10, Jahrgang 1930, unserer „Mitteilungen“ hat er unter der Überschrift „Ferienwanderung“ seine Beobachtungen im Oberhalbstein festgehalten. Und mit diesem Aufsatz in der Hand habe ich in der ersten Julihälfte dieses Jahres die Dörfer zwischen Tiefenkastel und Bivio abgesehen — ich brauche wohl nicht zu sagen, wie reizvoll dies für mich war. Darf ich berichten, was ich gesehen und gehört habe?

Heute noch wie vor 14 Jahren tritt das einheimische romanische Wesen äußerlich stark zurück. Wenn aber damals gesagt werden konnte, um etwas Romanisches zu lesen, müsse man sich an die vergitterten Anzeigenrahmen bemühen, in denen die Gemeindebehörden ihre Veröffentlichungen anschlagen, außerhalb dieser Gitterkästen sei alles deutsch: Ladenschilder, Wegweiser, Warnungstafeln, so daß man sich in diesen romanischen Gegenden tagelang aufhalten könne, ohne wahrzunehmen, daß man sich nicht in deutschem Sprachgebiet befinde — wenn damals dies gesagt werden konnte, so kann ich heute mitteilen, daß dem Wanderer nun überall ein „Negozio“ (Handlung) oder eine „Ustareia“ (Wirtschaft) entgegentritt. Auch heißen jetzt die Poststellen Posta mit romanischer Ortsbezeichnung, was zeigt, daß die eidgenössische Postverwaltung den neuen sprachlichen Umständen Rechnung trägt.

Die Romanen scheinen aber von sich aus nicht alles zu tun, was getan werden könnte. In Mühlen (Mulegns), dem Dorf in der obern Hälfte des Tales, zwischen Savognin und Bivio, fand ich im Gitterkasten keine Publicazioni officialas, sondern „Bekanntmachungen der Gemeinde Mühlen“. Aber gerade in diesem Mühlen habe ich andererseits freundliche Menschen getroffen, die mir auf meine vielen Fragen

besonders bereitwillig Auskunft gaben¹. Was ich erfahren, versuche ich kurz zusammenzufassen:

In der Schule werden, wie auch Pfr. Blocher es seinerzeit beschrieben hat, überall die unteren Klassen in der romanischen Muttersprache unterrichtet, die oberen Klassen deutsch. Deshalb versteht im Oberhalbstein durchweg jedermann, deutsch Geschriebenes zu lesen. Weil die kantonalen Verwaltungen dies wissen, werden ihre Veröffentlichungen, die man auch in den erwähnten Gitterkästen der Gemeinden sehen kann, nicht ins Romanische übersetzt. — Im Alltagsleben, in der Kirche und an den Gemeindeversammlungen ist natürlich das Romanische die Sprache der Oberhalbsteiner. Seit 1938 wird auch an Zusammenkünften wie Lehrerkonferenzen usw. nicht mehr in Deutsch, sondern in Romanisch verhandelt. Jene Einwohner, die die Talschaft nie verlassen haben (und es mag immer noch solche geben), sprechen und verstehen nur die in der Schule gelernte deutsche Schriftsprache. Aber die meisten, von den Männern sozusagen alle, haben in ihrem Leben einmal kürzere oder längere Zeit in der deutschen Schweiz zugebracht, sei es beruflich tätig, sei es im Militärdienst. So kommt es, daß ein großer Teil der Bevölkerung geläufig Schwyzerdütsch spricht. Mit den ansässigen Deutschschweizern besteht ein Einvernehmen, das um so schöner ist, als es auf gänzlicher Unbefangenheit beruht. Mir schien die Frage des vorhandenen Lesestoffes wichtig, und so habe ich mich darnach besonders eingehend erkundigt. Als Zeitung romanischer Sprache kommt die in Disentis herausgegebene Gasetta Romontscha in Frage. Da sie aber wöchentlich nur einmal erscheint, ist ihre Verbreitung sehr gering. Dagegen hält jede Oberhalbsteiner Familie eine deutsch geschriebene Bündner oder sonst eine deutschschweizerische Zeitung. Sie haben ja alle Deutsch gelernt und verstehen sie daher mühelos. — Während noch vor 14 Jahren gesagt werden konnte, die Romanen entbehrten einer einheitlichen Schriftsprache, was doch die beste Bürgschaft für die Zukunft ihrer Sprache wäre, dürfte nun doch ein bedeutsamer Schritt vorwärts getan worden sein, indem von der Uniung rumantscha da Surmeir im Jahre 1939 Normas ortograficas per igl rumantsch da Surmeir (Rechtschreiberegeln für das Oberhalbsteiner Romanische) herausgegeben wurden. Auch eine Fibel besteht seit 1932, wie überhaupt mehrere gute Lehr- und Übungsbücher. Da aber die amtliche Kirchensprache das Oberländer Romanische ist, das vom Oberhalbsteiner nicht unwesentlich abweicht, sind die Sprachverhältnisse immer noch ziemlich verwickelt.

Ich schied von Mühlen mit dem Gefühl, daß immer noch zu Recht bestehe, was Pfr. Blocher seinerzeit schon geschrieben hat: „Erfreulich ist die vollkommene Unbefangenheit und Freundslichkeit, in der die Graubündner verschiedener Sprachen miteinander und mit uns leben . . . Auf dieser Friedensinsel Europas gibt es keine Unterdrückung und herrscht keine Phrase; die Bewohner sind Herren ihres Geschickes, selbständig in Gemeinde- und Schulangelegenheiten; niemand maßt sich hier von außen her eine volksbeglückende Kulturmission an. Man darf sich freuen, daß sich so etwas in unserm Vaterlande findet.“

Von Mühlen führte mich der Weg nach Marmorera, das jetzt Marmels heißt, denn das Dorf hat in Schul-

¹ Übernachtet habe ich in Mühlen im Hotel „Rothaus“, Besitzer Geschwister Poltera. Nicht nur war ich dort sehr gut aufgehoben, sondern die Leute beeilten sich auch, dem Lehrer des Dorfes von der Anwesenheit eines „Herrn aus Zürich“ zu berichten. Er war gerade im Militärdienst, aber zufällig in Mühlen selbst. Sofort erhielt er vom Hauptmann einen halben Tag Urlaub, um mir Wißbegierigem Red und Antwort zu stehen. Und wer hätte dies besser verstanden als dieser mit dem Tal und seinen Einwohnern verwachsene Dorfschullehrer!

und Kirchensprache vom Italienischen auf das Romanische umgefaltet. Dagegen ist es im hintersten Dorf des Tales, in Bivio (von wo der Julier- und der Septimerpaß ausgehen), immer noch so: die Ortsprache ist romanisch, dagegen gilt als Schul-, Kirchen- und Schriftsprache das Italienische. Die romanisch Sprechenden sind dort, wie alle übrigen Oberhalbsteiner, katholisch, während die Träger des italienischen Einflusses aus dem benachbarten Bergell Eingewanderte, also Reformierte sind. Auf diese Weise ergeben sich in Bivio, wie Blocher sagte, „die sonderbarsten Sprach- und Kirchenverhältnisse vielleicht in ganz Mitteleuropa“. Daß dem immer noch so ist, zeigte mir kurz, aber überzeugend ein Blick auf einen Anschlag an der Kirchentüre:

Culti evangelici. Predgias rumantschas. Evangelische Gottesdienste. 4 giugno — 16 luglio: Ogni domenica predica italiana alle ore 10³/₄.

Bivio, wie unscheinbar bist du, kleines Dörfchen zuhinterst in diesem Tal, das nicht nur zwei Konfessionen, sondern sogar drei Sprachen kennt. —

In der nächsten Nummer werden wir die Zustände im Engadin ins Auge fassen.

Eine Gefahr bei der Deklination

Unter den neuern Sprachen zeichnet sich das Deutsche auch dadurch aus, daß es noch eine ziemlich gute Deklination der Hauptwörter und der beigefügten Eigenschaftswörter besitzt. Während im Englischen noch ein schwacher Rest, nämlich der Wesfall von Personennamen, geblieben ist, fehlt im Französischen und im Italienischen die eigentliche Deklination der Hauptwörter gänzlich; diese Sprachen müssen sich mit der bloßen Andeutung der Fälle mit Hilfe von Vorwörtern begnügen, und dabei fehlt die klare Bezeichnung des Wenfalls gänzlich; man kann das Vorliegen dieses Falls nur aus der Stellung des Wortes im Satze erkennen. Gerade weil im Deutschen der sprachliche Fall durch angehängte Endungen zum Ausdruck kommt, besitzt unsere Sprache eine große Freiheit und Beweglichkeit im Satzbau.

Es wird nun aber oft zu wenig bedacht, daß unsere Deklination nur ziemlich gut ist, lange nicht so gut wie etwa die lateinische. Oft fehlen die klaren Endungen, vor allem bei den weiblichen Hauptwörtern, und das führt häufig zu einer unklaren Ausdrucksweise, bei der der Leser über die Sache wegstolpert, manchmal den Satz sogar falsch versteht. Wer auf gute Sprache Wert legt, hat auf diese gefährliche Klippe zu achten. Ungemein häufig vergißt man dies aber. Sogar bedeutende Dichter und Schriftsteller lassen es hier manchmal an der nötigen Sorgfalt fehlen. Die zwei berühmtesten (oder vielmehr berüchtigtsten) Beispiele dieser Art finden sich in Klopstocks Ode „Der Züricher See“ und in Ernst Moriz Arndts Gedicht „Des Deutschen Vaterland“. Bei Klopstock heißt es:

Hallers „Doris“, die sang, selber des Liedes wert,
Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt.

Und bei Arndt:

Soweit die deutsche Sprache klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt.

Im ersten Falle wird jeder unbefangene Leser die Sache zunächst so auffassen, daß Hallers Tochter Doris ein Lied gesungen habe; erst nachträglich merkt man, wie es sich verhält: Hirzels Tochter Daphne hat ein Lied, nämlich Hallers Gedicht „Doris“, gesungen. Bei Arndt versteht man zuerst, Gott selber im Himmel droben singe Lieder. Erst nachdem man bemerkt hat, daß dies unsinnig ist, errät man, was der Dichter gemeint hat.

In den letzten Monaten habe ich mir beim Lesen der verschiedensten Bücher eine große Zahl solcher Beispiele herausgeschrieben. Alle haben das Gemeinsame, daß dabei der Leser erst nach einiger Zeit merkt, daß er den Anfang falsch verstanden hat. Jeder von uns hat gewiß schon auf der Reise beim Anhalten des Zuges in einem Bahnhof folgende Erfahrung gemacht: Man ärgert sich über den langen Halt. Endlich stellt man fest, daß es nun wieder weitergeht. Plötzlich aber empfindet man einen unangenehmen Ruck: In Wirklichkeit ist nur ein Zug auf dem Nebengleise abgefahren. Wie der letzte Wagen vorbeigegangen ist, merkt man, daß man noch am alten Orte sitzt. — Jeder, der ein deutliches Gefühl für die grammatischen Fälle in der Sprache besitzt, empfindet beim Lesen von Stellen wie den folgenden eine ähnliche Sinnestäuschung wie der Bahnsfahrer.

Hier eine kleine Auswahl aus meiner Sammlung:

1. J. G. Seume beginnt seine Lebensbeschreibung mit dem Satze: „Das Mißliche einer Selbstbiographie kenne ich so gut als sonst irgend jemand.“

2. Aus Theodor Körners Erzählung „Hans Heilings Felsen“:

„Gleich nach seiner Ankunft im Dorfe kränkelte der Vater schon, und die plötzliche Freude des Wiedersehens konnte der alte Mann nicht ertragen.“

3. Karl Julius Weber: „Die Religion und die Religionen“:

„Die Mutter pries sich glücklich, deren Kind ein heilig Krokodil gefressen hatte.“

4. Lessing: Abhandlung über die Fabel:

„Diese Einteilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ungeachtet ihres mannigfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln; diese Einteilung, sage ich, vorausgesetzt, will ich mich auf den Weg machen.“

5. Goethe. Brief an Zelter vom 27. Juli 1807:

„Interessante Menschen von sehr verschiedener Art habe ich kennen lernen.“

Ebenda, Brief vom 6. Juni 1811:

„Mögen Sie auf Ihrem Wege nach Schlessien alle harmonischen Geister begleiten.“

7. Wilhelm Bode: „Die Tonkunst in Goethes Leben“:

„Seine (Lobes) Urteile schätzten z. B. Mendelssohn und Liszt sehr hoch.“ (Gemeint ist, M. und L. haben die Urteile Lobes hoch geschätzt.)

8. Ernst Zahn: „Adrian Risch ging der Blick durch und durch.“

9. Prof. Dr. Ferdinand Vetter: Einführung zu seiner Gotthelf-Ausgabe:

„Die wissenschaftliche Leitung des ganzen Unternehmens und insbesondere der textkritischen Arbeit hat vorläufig der erstunterzeichnete der drei Herausgeber übernommen.“

10. Dr. Oskar Linke. Vorwort zu seiner Ausgabe von Fr. Hebbels Werken:

„Die Krone von Hebbels dramatischem Schaffen bilden ‚Die Nibelungen‘.“

Ich habe hier absichtlich nur Beispiele von bekannten, zum Teil sogar berühmten Schriftstellern angeführt. In Zeitungen und Zeitschriften finden sich derartige Belege zu Hunderten und zu Tausenden. Es seien hier aus einer reichen Sammlung nur noch zwei solche Fälle (oder Unfälle) angeführt.

11. Aus einem Aufsatz im „Eidgenössischen Sängerbund“:

„Die Gedichtsammlung ‚Leyer und Schwert‘ des für das Vaterland gefallenen Dichters Theodor Körner vertonte schon 1814 Karl Maria von Weber.“